

Fliederduft und ein nachgereicherter Gott

23. Mai 2026 | AWQ

Ich wünsche Dir Leben – Das Wort zum *Wort zum Sonntag* von Conrad Krannich, veröffentlicht am 23.05.2026 von ARD/daserste.de

Darum geht es

Conrad Krannichs „Wort zum Sonntag“ verpackt eine unbelegbare Glaubensbehauptung in Frühlingsstimmung und Familienrührung – und eignet sich dabei die ausdrücklich weltliche Jugendweihe für ein religiöses Deutungsmuster an.

Conrad Krannich, evangelischer Pfarrer und Studierendenpfarrer in Halle an der Saale, spricht seit Anfang 2025 das „Wort zum Sonntag“. Sein Beitrag „*Ich wünsche Dir Leben*“ ist zweckdienlich handwerklich gut gemacht: warm, beobachtungsstark, mit einem feinen Sinn für die kleinen Szenen einer Konfirmation – die schluchzende Mutter, der stolze Großvater, die fehlende Oma. Wer sich von diesem Text gerührt fühlt, hat nichts falsch gemacht. Genau deshalb lohnt der zweite Blick: Der Beitrag zeigt mustergütig, wie ein religiöses Format eine nicht belegbare Behauptung so platziert, dass sie kaum noch als Behauptung auffällt.

Stimmung statt Argument

Der Text beginnt nicht mit einem Gedanken, sondern mit einem Geruch: „ein Hauch Fliederduft und dieses feuchte, erdige Aroma, wenn der Frühlingsregen fällt“. Es folgen Mai, Feste, junge Menschen, Familie. Erst nachdem dieses warme Gefühlsklima vollständig aufgebaut ist, fällt der entscheidende Satz: „Und Gott geht mit.“

Das ist kein Zufall, sondern Struktur. Die Stimmung leistet hier die Überzeugungsarbeit, die sonst ein Argument leisten müsste. Niemand wird aufgefordert, eine Aussage zu prüfen; man wird in eine Atmosphäre hineingenommen, und die theologische Behauptung reist als hineingeschmuggelter blinder Passagier mit. Wer am Ende zustimmend nickt, stimmt dem Fliederduft zu – nicht einer prüfbaren Aussage über die Wirklichkeit. Affektive Zustimmung wird zur Glaubenszustimmung umgebucht.

Die heimliche Eingemeindung der Jugendweihe

Krannich zählt die Feste des Monats Mai auf: „Konfirmation zum Beispiel und Firmung, für manche auch Jugendweihe.“ Er räumt korrekt ein: „Das ist nicht alles das Gleiche.“ Doch unmittelbar danach kommt der eigentliche Schritt: „aber jedes Fest sagt auf seine Weise: Es passiert etwas in diesem jungen Leben und das wollen wir feiern.“

Diese kurze Konzession – *nicht das Gleiche* – funktioniert als Vorwegnahme des Einwands: Man

kann Krannich anschließend nicht mehr vorwerfen, er habe die Unterschiede übersehen. Er hat sie erwähnt und genau dadurch entschärft. Der operative Satz ist der zweite. Er presst alle vier Anlässe in einen gemeinsamen, harmlosen Nenner.

Das ist im Fall der Jugendweihe eine bemerkenswerte Verschiebung. Die Jugendweihe ist nicht „auf ihre Weise“ dasselbe wie eine Konfirmation. Sie entstand Mitte des 19. Jahrhunderts in freireligiösen und freidenkerischen Kreisen als *bewusst weltliche Gegenveranstaltung* zur kirchlichen Konfirmation; ihre Identität ist gerade die *Abgrenzung* vom religiösen Ritual.

Wenn Krannich sie unter „jedes Fest sagt auf seine Weise“ einsortiert, löscht er still genau das, was die Jugendweihe ausmacht. Und der Rest des Beitrags gießt dann spezifisch christlichen Gehalt über *alle* Gefeierten: „Gott geht mit“, der Segen, „bei jeder Konfirmation fühle ich mich auch ein kleines bisschen mitgesegnet“.

Wer säkular feiert, wird in dieser Erzählung kurzerhand mitgesegnet, ob er das möchte oder nicht. Das ist Niedrigschwelligkeit als Vereinnahmungsstrategie: erst die Unterschiede freundlich einebnen, dann das eigene Deutungsmuster über das Ganze legen.

Der einzige Skeptiker ist ein Kind

Ein nüchterner Einwand kommt im Text durchaus vor – aber wem wird er in den Mund gelegt? „Die kleine Schwester weiß, dem geht es doch nur um die Geschenke.“ Die materialistische, entzaubernde Lesart wird als Stimme eines kleinen Kindes inszeniert und im selben Atemzug erledigt: „Denkste.“

Das ist ein Strohmännchen in Reinform. Der Zweifel an der Bedeutungsüberhöhung des Rituals wird nicht als ernstzunehmende Position behandelt, sondern als kindliche Naivität personifiziert – und damit vorab unschädlich gemacht. Wer den Beitrag kritisch hört, findet sich rhetorisch bereits auf dem Platz der quengelnden kleinen Schwester wieder. Eine erwachsene, sachliche Skepsis – etwa die Frage, woran man die behauptete Göttliche Begleitung eigentlich erkennen sollte – kommt im Text nicht vor. Sie wurde durch die Karikatur ersetzt.

Erst offen für alles, dann doch das Dogma

Krannich lässt die Jugendlichen sagen, es bedeute ihnen etwas, „öffentlich zu dem stehen, was mir wichtig ist, was auch immer das dann ist“. Dieses „was auch immer“ ist maximal anschlussfähig: Niemand wird auf einen Inhalt festgelegt, jeder darf sich angesprochen fühlen.

Doch die Offenheit ist nicht das letzte Wort. Wenige Sätze später wird die Leerstelle sehr konkret gefüllt: „Einer ist vor dir gegangen durch das ganze Leben und durch den ganzen Tod.“ Das ist kein inhaltsoffenes „was auch immer“ mehr, das ist eine bestimmte christliche Glaubensaussage über Tod und Auferstehung. Die Bewegung ist durchsichtig: erst die Tür weit öffnen, damit alle eintreten, dann im Inneren doch das spezifische Dogma aufstellen. Wer wegen des freundlichen „was auch immer“ gekommen ist, findet sich beim konkreten Bekenntnis wieder.

Ein Segen, der nicht scheitern kann

Den Kern liefert Krannichs Deutung des Segens: „Es wird nicht alles gut. Viel liegt vor dir und nicht nur schöne Frühlingstage. Meist kommst du nicht drum herum, aber du kommst da durch und du gehst nicht allein.“

Bemerkenswert ist, was dieser Zuspruch leistet: nichts Prüfbares. Geht es einem Menschen gut, war es der Segen. Geht es ihm schlecht, heißt es: „Es wird nicht alles gut“ – auch das war angekündigt. Kommt er durch eine Krise, bestätigt das „du kommst da durch“. Zerbricht er an ihr, lässt sich noch immer sagen, er sei „nicht allein“ gewesen. Es gibt kein denkbares Lebensereignis, das dieser Zusage widersprechen könnte. Eine Aussage aber, die mit jedem möglichen Verlauf vereinbar ist, sagt über die Wirklichkeit nichts aus. Sie ist gegen Erfahrung immunisiert – und damit kein Wissen, sondern eine Haltung, die sich als Wissen präsentiert.

Hinzu kommt ein leiser quietistischer Zug. Der Segensmoment wird beschrieben als Augenblick, in dem „egal ist, was gerade los ist in der Welt“. Trost erscheint hier als kurze Abwendung von der Welt – die „düstere politische Großwetterlage“ dient als Kontrastfolie, vor der Religion eine Auszeit anbietet. Das ist nachvollziehbar als Bedürfnis, aber es ist das Gegenteil von Auseinandersetzung.

Was säkular bliebe

Das Berührende an Krannichs Beitrag stammt durchweg aus dem Menschlichen, nicht aus dem Übernatürlichen: das Erwachsenwerden, die Sorge der Eltern, die Endlichkeit, das Vergängliche der Zeit. Diese Erfahrungen gehören keiner Konfession. Eine säkular-humanistische Perspektive muss hier nichts wegnehmen – sie muss nur das Hinzugefügte als hinzugefügt kenntlich machen.

Übergänge zu markieren, junge Menschen vor einer Gemeinschaft sichtbar zu machen, ihnen Zuspruch mitzugeben – all das ist keine religiöse Exklusivleistung. Die Jugendweihe, die Krannich so beiläufig einsortiert, ist der lebende Beweis: ein Ritual, das Reife, Verantwortung und Zugehörigkeit feiert, ganz ohne metaphysische Zusatzannahme. Auch der Kern des Segens – „du gehst nicht allein“ – ist wahr, soweit er menschliche Solidarität beschreibt: Eltern, Freunde, eine Gemeinschaft, die tatsächlich da ist. Diese Zusage wird nicht tröstlicher, wenn man einen unsichtbaren Garanten dahinterstellt. Sie wird nur unprüfbar. Und ein Zuspruch, der nicht auf reale Menschen verweist, sondern auf ein nicht überprüfbares Versprechen, verschiebt die Verantwortung weg von denen, die wirklich helfen könnten.

Ein ehrlicher humanistischer Zuspruch zur Lebenswende klänge nüchterner und gerade darin tragfähiger: Es gibt keine Garantie, dass alles gut wird. Aber es gibt Menschen, die mit dir gehen, solange du sie lässt – und es liegt auch an dir, für andere dieser Mensch zu sein.

Fazit

Krannichs „Wort zum Sonntag“ ist ein lehrreiches Exemplar: eine Glaubensbehauptung, die so tief in Stimmung, Familienrührung und Frühlingsbildern eingebettet ist, dass sie kaum noch als Behauptung auffällt – flankiert von einem als Kind verkleideten Strohmännchen und einem Segensbegriff, der gegen jede Erfahrung immun ist. Der Satz „Ich wünsch dir Leben“ ist schön, und er ist wahr. **Er braucht keinen Gott, um wahr zu sein.** Und ein Gott, der sich nur als Fliederduft und gute Maistimmung bemerkbar macht, ist von einem schönen Frühlingsabend nicht zu unterscheiden – genau das sollte stutzig machen.

KI

Text mit KI bearbeitet

Quelle: <https://www.awq.de/2026/05/fliederduft-und-ein-nachgereichter-gott/>